

Die Villa am Huvudstra Strand

(2. Teil von »7000 in 10 Wochen«)

241 Seiten, Paperback

Selbstkostenpreis 10.- € (inkl. Versandkosten)

Buchbestellung: [artonio-mail @ web.de](mailto:artonio-mail@web.de)

ISBN 978-3-94787107-01

LESEPROBE

Es war Ende November. Der Baum vor dem Fenster hatte die letzten Blätter verloren und die Welt da draußen sah grau in grau aus. Ich ver-

drehte die Lamellen der Jalousien. Das nächste Haus war vielleicht 150 Meter entfernt, trotzdem hatte ich in der blätterlosen Zeit das Gefühl, man könnte mir in die Wohnung starren. Es war nur ein Gefühl, denn wer sollte da schon starren? Egal ob er am frühen Morgen oder am Abend hinüberschaute, stets sah ich dort nur in wenigen Räumen des klotzigen Hochhauses einen Lichtschein. Auf Lüften schienen die Bewohner dieses Hauses ebenfalls zu verzichten. Kein Fenster war geöffnet, oder geklappt. Ich blieb noch einen Moment am Fenster stehen, sah auf die menschenleere schmale Straße, die allerdings fleißig mit Autos zugeparkt war. Im nächsten Augenblick meldete sich mein Handy. Die Nummer, die übermittelt wurde, begann mit einer »55«. Vermutlich ein Anruf meiner *Lieblingsbehörde*.

»Ja?«

»Hier ist Frau Fackel vom Jobcenter. Ich habe ihnen eine Einladung geschickt.«

»Ich habe aber noch keine bekommen«, mur-

melte ich.

»Die habe ich eben ja erst losgeschickt. Nur, ich dachte ich rufe sie an, damit sie sich vorbereiten können. Ich möchte nämlich mit ihnen zum Arbeitgeberservice hinaufgehen und dann wollen wir da mal sehen, was wir für sie tun können.«

»Und wann ist der Termin?«, erkundigte ich mich vorsichtig.

»Am nächsten Dienstag, um 8 Uhr bei mir und dann gehen wir eine halbe Stunde später zum Arbeitgeberservice nach oben. Und bringen sie doch bitte ihren neusten Lebenslauf und ihre aktuellen Bewerbungsbemühungen mit.«

Schon klickte es. Lange Grußformeln schienen Frau Fackels Sache nicht zu sein. - Dumm gelaufen. Ich legte das Handy zur Seite. Im Gegensatz zu anderen Arbeitsberatern liebte Frau Fackel ihren Job, vor allem schien sie beseelt vom Thema Inklusion, also von der Idee, mit Hilfe von Staatsknete, Menschen mit Behinderungen in Jobs zu bringen, bei denen sie eigentlich keiner so recht

haben wollte.

Inklusion war für mich wie Sozialismus. Eine hübsche Idee. Eine gerechte Welt, in der alle gleich viel hätten, war genauso, wie eine Welt in der Spastiker am Empfang auf der Chefetage der Deutschen Bank säßen, und Menschen im Rollstuhl die Mehrheit im Vorstand großer Unternehmen stellen würden.

Solange der Staat große Beihilfen zahlte, und es für den Eintrag in Facebook gut aussah, konnte man Inklusion für die PR nutzen. Schaute niemand hin, schob man die Geförderten an einen nicht so öffentlichen Arbeitsplatz. Nun stand so etwas wohl auch für mich auf der Tagesordnung. Innerlich kochte ich vor Zorn. Nein, ich wollte keine Inklusion, ich wollte nur noch ein paar Monate Ruhe und Frieden! Außerdem war es für den Steuerzahler viel billiger mir ein bisschen Hartz IV zu geben, anstatt ein Unternehmen mit großem Inklusionsgeld zu beglücken.

Nein, keine Inklusion, Frau Fackel! Die gab es

für Behinderte, doch ich hatte mich noch nie behindert gefühlt. In Angola hatte ich Lastwagen gefahren, beim britischen Channel Four Reporter im Tanga gespielt und in San Francisco in einer Menstripshow gearbeitet. Nur momentan lief es nicht so gut, da war das Jobcenter der letzte Ausweg gewesen.

Ich schickte ein Stoßgebet zum Himmel. Konnte die gute Frau Fackel nicht einfach mal schnell krank werden? Ihre Kolleginnen kamen mir so vor, als wären sie deutlich weniger inklusionswütig. Die wollten meist noch nicht mal die Kopien der Bewerbungsbemühungen sehen, denen reichte der Spaltenbogen, der sauber ausgefüllt die Namen und Anschriften verzeichnete, die der Arbeitssuchende im letzten Monat mit einer Bewerbungsmappe oder per Email beglückt hatte.

Doch nüchtern betrachtet war ich an der Lage nicht ganz unschuldig. Theoretisch konnte ich wieder nach New York fahren. West 30. Straße gab es einen hübschen 21jährigen Inder, ein 100 Jah-

re altes leeres Hochhaus, nebst einem 82jährigen dicken Mann, dem es gehörte. Er hatte mir das Gebäude sogar testamentarisch vermachen wollen. Nur dazu hätte ich zu beiden ein bißchen nett sein müssen.

Matalle, der Inder, der dort Hausmeister spielte hatte kein Problem mit dem dicken alten Filbert zu schmusen. Ich hatte aber schon Mühe meinen Magen im Zaum zu halten, als ich Filbert im Adamskostüm erblickt hatte.

»Wir werden alle mal alt«, erklärte der betagte Herr.

Das mochte gut so sein, aber das half bei mir nicht. Genauso wenig wie das Geld, was der Alte auf den Tisch gelegt hatte.

Ich war sogar ein bißchen stolz auf mich gewesen, daß ich ohne langes hin und her die Konsequenzen gezogen hatte, allerdings hatte ich die zarte Hoffnung gehabt, daß die beiden mich an der Abreise hindern würden und Filbert künftig

keine Liebesdienste mehr von mir erwartete. Aber solche treuherzigen Opas gab es wohl nur in alten amerikanischen Filmen und Serien.

Es gab noch eine andere Möglichkeit, hatte doch vor einiger Zeit jemand um meine Hand angehalten und dann vor Zeugen versprochen in guten wie in schlechten Tagen zu mir zu halten, doch dann hatte sich der Himmel auf Erden, als das krasse Gegenteil entpuppt.

Nein, es war Unsinn, alten Zeiten nachzutrauern. Vor mir lag die nackte Realität und die bedeutete keinen Schlaf in der Dienstagnacht, wollte ich nicht Gefahr laufen, den Termin bei Frau Fackel zu verschlafen, was von ihr grundsätzlich mit 10% Leistungskürzung für drei Monate geahndet wurde. Und es bedeutete auch endlich einen größeren Stapel brauchbarer Bewerbungen, sowie einen netten Lebenslauf zu verfassen.

So schaltete ich mein entsetzlich lahmes, altes, Notebook ein und wartete brav 5 Minuten, bis dieses endlich alle Avira-Anti-Viren-Updates hinter

sich gebracht hatte. Ich rief gerade Libre-Office auf, als es klingelte. Für den Postboten war es noch zu früh, auch der DHL-Bote kam erst gegen 14 Uhr. Neugierig hüpfte ich zur Gegensprechanlage.

»Ja?«

»Husband«, brummte eine leicht brüchige Stimme.

»Was bitte?«

»Open that door!«, brüllte die Stimme.

Tausend Gedanken schossen mir durch den Kopf, als ich auf die Taste mit dem kleinen blauen Schlüssel drückte. Schon waren schnelle Schritte zu hören, dann sah ich Burton die Treppe heraufgekommen. Nein, er hatte sich nicht verändert, sah aus wie seinerzeit beim Abschied in Paris. Nur dieses Mal trug er ein billiges gestreiftes Sweatshirt mit einem kurzen grauen Pullover darüber.

»Das ist aber auch scheißkalt in Berlin«, fluchte er und schüttelte sich wie ein Hund mit nassem Fell.

»Ich denke, du wohnst in Schweden. Da muß es doch jetzt noch viel kälter sein«, grinste ich.

Wortlos schob der Besucher mich zurück in die Diele, schlang seine Arme um meinen Hals, bevor er mir seine Zunge in den Mund stieß. Sein Atem roch nach Zahncreme, aber seine Klamotten rochen nicht wie sonst, nach Parfüm, sondern nach Schmieröl.

Mit einem Fußkick schloß er die Tür. Schon glitten Burtons Hände an meinem Körper hinunter. Als er merkte, daß ich nicht reagierte, hörte er unvermittelt auf.

»Was ist mit dir, Shaggy?«

»Burton, laut einem Fetzen Papier aus Schweden sind wir verheiratet, aber ich habe ewig nichts mehr von dir gehört.«

Burton nickte.

»Ja. Shaggy, erzähle mir von dir. Ich brauche bloß mal...«

Schon rannte er durch die Wohnung, merkte

sofort, wo die Küche war, öffnete den Kühlschrank und sah mich dann enttäuscht an.

»Wo ist der Gin, oder Whiskey?«

»Sowas kostet Geld, Herr Burton. Ich hatte nur Rum zu 4,99 und den habe ich letzte Nacht ausgetrunken.«

»Hast du Wein da oder Sekt?«, forschte Burton.

»Hast du Geld?«

Unsicher griff Burton in seine Taschen, förderte aber nur Bonbonpapier und zwei benutzte Taschentücher zu Tage.

»Burton, es sieht aus, als wenn du pleite bist.«

»Ich habe mich verstecken müssen. Das kostet Geld, Shaggy. Es ist nicht alles so gelaufen wie geplant.«

Ich verzog das Gesicht. Burton war pleite und hatte offenbar vor, hier in nächster Zeit zu wohnen. Das war ja wieder mal prächtig gelaufen.

»Hör zu, Shaggy, du mußt mir helfen.«

Schon griffen seine Hände nach mir und erschüttelte mich.

Burton schien ziemlich durcheinander zu sein.

»Shaggy, du zischst rüber nach Schweden und ziehst für mich einen Deal durch. Du kriegst etwas geliefert und passt nur zwei paar Tage darauf auf. Ganz einfach.«

Schon schlang er seine Arm wieder um mich, sodass ich Mühe hatte, mich aus der Umklammerung zu befreien.

»Burton, ich habe nächste Woche einen Date mit dem Jobcenter, ich bin ein Fall für die Inklusion.«

»Clusion? - So ein Quatsch. Du fährst nach Schweden!«

Burton kam extrem dicht.

»Shaggy. Du musst es tun! Wir sind ein Team. Ein Paar. «

»Feines Paar«, entfuhr es mir. »Wo warst du denn, als der alte Filbert nackig vor mir stand und

mich durchrammeln wollte! Du bist braun gebrannt, hast es dir in Marbella oder auf den Kanarischen Inseln gut gehen lassen und jetzt, wo du abgebrannt bist, kreuzt du hier auf. Darf ich dich jetzt bitten zu gehen!«

»Zicke jetzt nicht rum«, schrie Burton. Dann holte er aus und schlug mir ins Gesicht. Nicht stark, trotzdem kamen Tränen. Burton stand für einen Augenblick starr, wohl entsetzt über sich selbst. Dann, noch immer finster drein blickend, nahm er mich energisch in den Arm.